

## AUS DEN ZEITSCHRIFTEN

Plötzlich ist Martin Heidegger wieder in der Diskussion. Der Leiter des Martin Heidegger-Instituts in Wuppertal, Peter Trawny, hat mit seiner Herausgabe der „Schwarzen Hefte“ ein neues Licht auf den Philosophen geworfen. Denn die Hefte, die ihren Namen wegen des schwarzen Umschlags haben, zeigen Notizen Heideggers, die auf Antisemitismus hinweisen. Darüber sprach jetzt das „Philosophie Magazin“ mit Trawny.

Trawny vertritt die Auffassung, dass es zwischen der Seinsphilosophie und dem Antisemitismus Heideggers einen Zusammenhang geben könnte: „Wie weit und in welchem Ausmaß Heideggers ganzes seinsgeschichtliches Denken von diesem Befund berührt wird, ist natürlich die eigentliche Frage.“ Doch was hat es mit Heideggers Antisemitismus auf sich. Öffentlich hat er sich nie dazu bekannt, nur eben in diesen „Schwarzen Hefen“, seinen von 1931 bis 1970 geführten „Denktagebüchern“, tauchen ab 1938 Eintragungen über das Judentum auf und er schreibt von der „Rechenhaftigkeit“ der Juden und ihrem „rechnenden Denken“. Dass dies nicht schon längst auffiel, liegt daran, dass Heidegger testamentarisch verfügt hat, dass die „Schwarzen Hefte“ erst am Ende der Gesamtausgabe veröffentlicht werden dürfen; immerhin hat er es überhaupt erlaubt.

Das rechnende Denken war für Heidegger keine Bagatelle, sondern das, wogegen sich seine Philosophie im Kern gerichtet hat. Das wird auch im Interview sowie in den erklärenden Beiträgen des „Philosophie Magazins“ deutlich gemacht. Heideggers Seinsphilosophie richtete sich gegen das technische Denken und damit gegen das „Machenschaftliche“, das er als Ausdruck für die Vollendung des Nihilismus hielt. In seinem Buch „Beiträge zur Philosophie“ (1936), dem zweiten Hauptwerk nach „Sein und Zeit“ spricht Heidegger etwa von der „totalen Mobilmachung als Fol-



Philosophie Magazin. Philomagazin Verlag GmbH, Berlin 3/2014, 98 Seiten, EUR 8,-

ge der ursprünglichen Seinsverlassenheit“. Damit ist das naturwissenschaftliche Denken der Neuzeit gemeint, aber auch eine Kritik an der Mobilmachung des Nationalsozialismus. Den Nationalsozialismus kritisiert Heidegger in dieser Schrift schon genauso wie das „amerikanische Denken“ als ein bloß technizistisches: „Die ‚völkische‘ ‚Organisation‘ ‚der‘ Wissenschaft bewegt sich auf derselben Bahn wie die ‚amerikanische‘, die Frage ist lediglich, auf welcher Seite die größeren Mittel und Kräfte zur schnelleren und vollständigen Verfügung gestellt werden, um das ungeänderte und aus sich auch unveränderbare Wesen der neuzeitlichen Wissenschaft seinem äußersten Endzustand entgegenzujagen“, wodurch die wesentliche Verwandlung des Wissens und der Wahrheit ausgeschlossen werde. Und zu den Gründen dieser untergehenden Welt zählt Heidegger völlig unkritisch die Juden dazu. Nach Trawnys ist Heidegger durch die sogenannten „Protokolle der Weisen von Zion“ zu seiner Auffassung gekommen, einem „rein fiktiven Kongressbericht von einem Zionisten-Kongress in Basel“, wie Trawny erklärt. Es gebe keinen Hinweis darauf, dass Heidegger den Bericht überhaupt gelesen habe.

Heidegger hat auf ein baldiges Ende des technologischen Zeitalters gehofft – das Gegenteil ist der Fall. Am Ende des Interviews gibt Trawny einen unerwarteten Ausblick. War Heidegger auch noch nach 1945 bei seiner „privaten“ Kritik am jüdischen Denken geblieben, meint Trawny, dass man „diesen antisemitischen Einfluss mit Blick auf Heideggers Denken und Denkweg sinnvoll begrenzen kann. Das wird meine Stimme in dieser Diskussion sein.“ Das philosophische Erbe des Denkers müsse vor anderem Hintergrund bedacht werden. Das hat bereits „Philosophie“-Chefredakteur Wolfram Eilenberger begonnen, wenn er „Antisemitismus als Seinsgeschichte“ deutet oder wenn Jürgen Kaube in der FAZ schreibt, es geschehe Heideggers Werk Recht, wenn fast nur noch über die Person und nicht über das Werk gesprochen werde. Ob aber emotionale Reflexe dem Problem gerecht werden, ist jedoch höchst fragwürdig. AR

# Plötzlich ganz nah

Ukrainische Schriftsteller und Historiker auf der Leipziger Buchmesse hoffen auf mehr Demokratie **VON MAX-PETER HEYNE**



Eindrücke beim Stand des Katholischen Medienverbands auf der Leipziger Buchmesse.

Foto: Thiede

Ausgerechnet die Menschen am östlichen Rand Europas erinnern daran, dass für Demokratie und zivile Bürgerrechte notfalls energisch gekämpft werden müsse, stellte die polnische Journalistin und Soziologin Karolina Wigura auf der Leipziger Buchmesse fest. Aufgrund ihrer eigenen jüngsten Geschichte empfinden die Polen besondere Solidarität mit den protestierenden Massen in der Ukraine, so Wigura, die „die Kaffeetafel“, an der sonst im Westen diskutiert würde, einfach „umgeworfen haben“. Doch es gebe einen Unterschied zur freien polnischen Gewerkschaft Solidarnosc der 1980er Jahre: Die heutige ukrainische Bürgerrechtsbewegung werde von der jungen Generation angeschoben, die sich hauptsächlich über die sozialen Netzwerke im Internet verständigt und koordiniert und daher eher mit den Protesten in der arabischen Welt und der Türkei verglichen werden müsse, meinte Wigura, die selbst Mitbegründerin einer Internetzeitschrift ist („Kultura liberalna“).

Die Mitt-50er-Generation der osteuropäischen Schriftsteller drückten ihre Befürchtungen vor einem Scheitern der ukrainischen Revolution noch drastischer aus und warnten vor „allzu großer Naivität“

gegenüber Russlands Präsidenten Putin. Dank des zum dritten und vorläufig letzten Mal vom österreichischen Autor und Übersetzer Martin Pollack kuratierten Programmschwerpunkts „tranzyt“, bei dem 40 Autoren aus Polen, der Ukraine und Belarus vorgestellt werden, rücken die dramatischen Ereignisse in der Ukraine ganz nah auf die Leipziger Buchmesse, die traditionell eine Brückenfunktion zwischen Ost und West, Nord und Süd, erfüllt. Auch beim Netzwerk „Traduki“ steht die Literatur Mittel-, Ost- und Südeuropas im Mittelpunkt, soll der Austausch zwischen Autoren und Übersetzern aus dem deutschsprachigen und südosteuropäischen Raum gefördert werden. Während der Messetage lesen insgesamt 125 Autoren des Netzwerkes innerhalb des größten europäischen Lesefestivals, „Leipzig liest“, das an 410 Lesorten über die gesamte sächsische Kulturmetropole verteilt ist. „Der deutsche Buchmarkt ist für die Länder Südosteuropas sehr wichtig. Mit der Leipziger Buchmesse geben wir noch weitgehend unbekannter Literatur eine Bühne“, erklärt Messedirektor Oliver Zille. Weitere traditionelle Schwerpunkte in Leipzig sind lesepädagogische Konferenzen – 2014 erstmals der Deutsche Leh-

rertrag – sowie die Kinder- und Jugendliteratur.

Auf liebevoll gestaltete Kinderbücher mit jüdisch-religiösen Themen hat sich die Verlegerin Myriam Halberstam mit ihrem Berliner Ariella Verlag spezialisiert. Im April wird nach 50 Jahren erstmals wieder eine jüdische Kinderbibel in Deutschland erscheinen: Mit der Schöpfungsgeschichte im Band „Bereschit – Am Anfang“ (128 Seiten für 24,80 €) startet die Reihe „Die Torah in fünf Bänden“, bei der vier Folgebände die fünf Bücher Mose sukzessive vervollständigen sollen. Alle vom israelischen Illustrator Darius Gilmont reich illustrierte Bände sind in erster Linie zum Vorlesen gedacht, wobei Parascha für Parascha (Leseabschnitt) in kindgerechter Sprache für sechs- bis zwölfjährige die Torah nacherzählt und um hilfreiche Einleitungen und Kommentare ergänzt ist. Ebenfalls im April veröffentlicht Myriam Halberstam auch das erste Israel-Wimmelbuch. Die bei Vorschulkindern mittlerweile sehr beliebten Wimmelbücher kommen ohne Worte aus und wimmeln von witzigen Details. Im „Israel Wimmelbuch“ der israelischen Illustratorin Rachel Shalev ist das ebenso, wobei der Frieden prophetisch bereits realisiert ist:

## Der Tanz in den Tod

Johan Simons inszeniert Büchners „Danton“ als die misslingende Selbstüberwindung des Menschen **VON ANNA SOPHIA HOFMEISTER**

Zuerst das Hemd und dann die Hose. Wieder und wieder. Als sich Danton die Hosen hochzieht wie ein Kind und dabei beklagt, wie langweilig diese Reihenfolge doch sei, wird klar: Er ist hoffnungslos verloren. Da steht er, der Ex-Held, ein ausgezehrt Lebemann, neben einer langen, weißen Tafel und zerrt an seinem Beinkleid. Gläsernes glänzt auf dem Tisch, beleuchtet von Kerzen und Glühbirnen. Dazwischen Schriftstücke und Bücher. Dantons Bücher, seine einst gefeierten Schriften zur französischen Revolution. Noch will er es nicht wahrhaben, dass seine Ideen für eine bessere Welt gescheitert sind – während die anderen historisch gekleideten Menschen um ihn herum über die Zukunft verhandeln, die in düsteren Bildern angedeutet über große, goldgerahmte Leinwände zieht: Steinerne Stadtkulissen aus Wolkenkratzen, entlaubte Bäume.

Regisseur Johan Simons entwirft mit Georg Büchners Bühnenstück „Dantons Tod“ in den Münchner Kammerspielen eine tragische Oper auf das Versagen, die Selbstüberschätzung und Selbstüberwindung. Untypisch für das Theater beginnt er mit einer Ouvertüre. Während die Musiker am hinteren Ende des gedeckten Tisches ihren Geigen und Bassklarinetten mal klagende, mal fordernde Töne entlocken (Musik: Carl Oesterheld), entwickelt sich vorne das Drama nicht nur einzelner Revolutionäre oder, wie bei Büchner, der Revolution, sondern der gesamten Menschheit.

Denn anders als der junge Büchner (1813–1837), der „Dantons Tod“ ein Jahr vor seinem Tod innerhalb weniger Wochen voller Enttäuschung über den Stillstand revolutionärer Ideen niederschrieb, geht Simons in seiner Inszenierung über den Tod des ermüdeten Revolutionärs hinaus. Bei

ihm sterben in der Textbearbeitung von Matthias Günther und Tobias Staab nicht nur Danton und seine Anhänger unter dem Fallbeil, sondern auch deren bitterster Gegner Robespierre. Die dadurch entstandene Leerstelle füllt Simons mit den zivilisationskritischen Texten des Schriftstellers Michel Houellebecq und dessen streitbarem Ruf nach einem „neuen Menschen“.

Robespierre, mitreißend gespielt von Wolfgang Pregler, sitzt anfangs noch mit säuerlicher Miene an dem langen Tisch, an dem die Revolution entworfen worden war, und sieht zu, wie Danton (Pierre Bokma) und seine Leute zechen. Draußen verhungert derweil das Volk. Bürger Simon (Benny Claessens) gibt ihm eine Stimme und singt, aus dem Bauchfett der Reichen wolle man sich eine Suppe schmoren, aus ihrer Haut könne man auch noch Hosen machen: „Sie sind Spitzbuben, man muss sie totschiessen.“ Robespierre sieht darin seine Chance gekommen – und während das Licht der Aufklärung immer heller aus Glühbirnen und Bühnenscheinwerfern strahlt, klopft er mit knöchigen Fingern sein Programm auf das Pult. „Armes, tugendhaftes Volk.“ Angetrieben von dem perfiden St. Just (Annette Paulmann), dringt er darauf, seine einstigen Revolutionsgenossen möglichst rasch aufs Schafott zu wuchten. Er ist überzeugt, sie hätten durch ihre sinnenfreudige Lasterhaftigkeit die Ideale des Umsturzes verraten. Er ist überzeugt von seinem Plan für eine bessere Welt.

Eitel wie Danton, der sich ganz auf seinen frühen Ruhm verlässt, baut Robespierre auf seinen doppelzüngigen Begriff der Tugend, mit der er den Dauerbetrieb der Guillotine rechtfertigt, ohne jedoch das Volk sättigen zu können. Simons' Interpretation greift an diesem Punkt: Beide Prota-

gonisten haben sich überschätzt. So verkommt Danton trügerisch und verhöhnt, und Robespierre endet zu den Worten eines Gedichts von Georg Heym als ein blutiges, verrenktes Häuflein Elend. Das Licht der Aufklärung kann eben auch blenden – gnadenlos von einem Hochleistungscheinwerfer angestrahlt erleben dies die Zuschauer im Theatersaal selbst. Sofern sie sich nach der Pause wieder in den Sitzreihen eingefunden haben. So mancher Platz bleibt da allerdings leer. In langen 200 Minuten inszeniert Simons kein leichtfertiges Spektakel. Im Vordergrund des Spiels steht ganz der Text, unterlegt von der Musik, um-

rahmt von der nostalgischen Gefälligkeit des Bühnenbilds: Ein intellektueller Tanz der Worte, schaurig-zäh, denn es ist ein Tanz in den Tod.

So wie sich Danton im Sterben um sich selbst dreht, trudelt die Welt also in den Untergang. Es besteht vielleicht Hoffnung, wollen die Blüten und grünstrotzenden Wälder auf der Videoleinwand den Zuschauern noch einmal vorgaukeln. Simons wirft dafür Houellebecqs Vision eines „neuen Menschen“ in den Raum. „Es wird ein neuer Mensch kommen. Und mit ihm eine neue Ordnung“, lässt er Robespierre sagen. Eine neue Ordnung für die Spezies, „die es zum ersten Mal in der Geschichte der Welt verstanden hat, die Möglichkeit ihres eigenen Überwindens zu erwägen“.

Doch auch Simons muss sich hier, indem er dieser „Spezies“ wie Houellebecq huldigt, ein Scheitern eingestehen. Denn die Suche nach Selbstüberwindung am Ende des Stücks wirkt arg bemüht, so vollzogen im Akt des Entkleidens. Robespierre zieht sich aus, wie Danton sich anzog, zuerst das Hemd und dann die Hose. Er entblößt sich bis auf die Haut, nackt steht er da. Doch nicht, wie man in der Konsequenz der blutigen 200 Minuten hoffen dürfte, einsichtig und verletzlich – im Gegenteil: In Herrscherpose wirft er sich in die Brust. Da weiß man, es nützt alles nichts, auch der Nackte da wird sich überschätzen. „Was ist das, was in uns lügt, mordet und stiehlt?“, fragte Büchner. Vielleicht ist es gerade das, was uns zum „neuen Menschen“ machen will.

Die nächsten Aufführungstermine: 17.3., 25.3., 7.4. und 23.4., jeweils 19.30 Uhr im Schauspielhaus in München, Maximilianstraße 26–28.



Danton (Pierre Bokma) unter dem Licht der Aufklärung, das im Laufe des Stücks zu einer Funzel verglimmt. Foto: Röder